Frieden

Autor(en): **Scholz, Wilhelm von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 43

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-642552

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ihr ungemein wohl; es wurde ihr so leicht im Kopf, sie war sich klar, daß sie auf einem großen Umwege zum Kirchhof gelangen müsse. Sie überließ sich ganz ihrem Sinnen, das sie in die Vergangenheit zurückführte. Alles, was sie in den letzten Monaten verlebt hatte, zog an ihr vorüber. Dann und wann blieb sie stehen und frug sich aufatmend: Habe ich denn das alles wirklich erlebt? Ja, ja, so war es geschehen. Rascheren Schrittes ging sie dann wieder ihren Weg, stieg einen Hügel empor, kam in prächtig verschneiten Tannenwald und ging und ging. Die Füße trugen sie so leicht wie nie. Der Nord pfiff und wuchtete in den Wipfeln des Forstes, aber sie spürte es nicht, denn ihr Weg führte sie im Windschatten. Nicht links, nicht rechts schaute sie. Lautlos, ohne Beschwerde ging sie hier auf der weißen Decke, denn der Schnee lag nicht so hoch wie unten, er hing in dem Geäst der Bäume.

Sie war froh, in ihre Gedanken Ordnung bringen zu können, Abrechnung zu halten. Sie frug sich, ob sie all ihre Schuldigkeit getan, aber darauf konnte sie keine Antwort finden, denn ihr Gedankengang beschrieb einen Kreis, und wenn sie an diesen Punkt kam, da tauchte sogleich die andere Frage auf: Wie ist denn nur alles so gekommen? Von hier ab jedoch mußte sie zurück bis ans einsame Haus in Frankreich gehen, dort aber waren die Türen und die Fensterläden geschlossen und der Schnee deckte den Garten zu. — —

Nun stand sie auf einmal im grellen Sonnenlichte und sah in der Ferne einen einsamen, stolzen Berg; dieser Berg trug einen blendendweißen Seidenmantel, in dessen Falten sich der blaue Himmel zu spiegeln schien. In leuchtendem Glaste, groß und erhaben sah Hilda das Wunder. Sie erfühlte die Pracht, aber bestaunte sie nicht. Alles, was sie hier erschaute, war fleckenloses Weiß und duftiges Blau. Da kam ein Windstoß, er wirbelte den Schnee auf, und in dieses glitzernde, funkelnde, stäubende Geflirr wob die Sonne die siebenfarbige Krone der Schönheit. Und so geschah es dreimal. Hinter ihr im Forste sang der Nord eine hundertstimmige Melodie. Aber ein eisiger Frost durchfuhr ihre Glieder bis ins Mark. Der Schnee war hier so hoch, daß sie ihn nicht zu durchwaten vermochte. Sie suchte Schutz und fand ihn bei einem Baumstumpfe neben einer Holzbeige am Waldrand. Es kam ihr vor, sie müsse in dem Schnee ersticken. Auf einmal lag ihr die Müde in allen Gliedern. Sie fühlte sich so matt, daß sie auf den Baumrest sank. Aber hier war sie so wohl wie auf einem weichen Stuhle und konnte sich zurücklehnen an den Holzstoß. — Ah, wie gut war hier zu ruhen —. Der Wald hielt den eisigen Wind auf, die Sonne blendete sie nicht mehr, sie konnte ins weite Land hinausschauen — doch die Augen fielen ihr zu. Eine wohlige Wärme durchdrang ihre Glieder. Und die Ruhe umschmiegte ihren müden Leib.

Nur eine kleine Viertelstunde wollte sie rasten und dann weitergehen, denn sie wußte wohl, daß der Kirchhof ihr Ziel war. Nur eine kleine Rast, dann besuche ich dich, René, so sagte sie zu sich. Ein feines Lächeln umschwebte ihren Mund. Wie wohl hatte doch der Allmächtige alles gefügt, sie konnte René in diese friedliche Erde bestatten. In dieser wunderschönen Gotteserde durfte er ruhen und sie konnte ihn täglich besuchen. Sie atmete tief auf, als diese Gedanken ihr durchs Gehirn gegangen. Doch nein. Hier war ja nicht ihre Heimat. Es läutete mit Silberglocken:

„Hilda, bleibe Frankreich treu!"

Ein himmlischer Chor sang — nein, es war der Wind im Forste — und doch? — Klang das nicht: Nach Frankreich zogen zwei Grenadier? Freilich, das war die Musik der Soldaten, und sie trugen ihren René über den See und über die Berge nach Hause, und im Garten wollte sie ihn bestatten. — — — Hier war sie ja so glücklich gewesen. René hatte ihr aus der lautersten Schale den Trunk des Erdenglückes gereicht — wie war er so bleich — nein, seine Hand fühlte sich warm an —. Wie sagte er in einem Briefe? „Der Krieg ist die große Hemmung —." Ja, die große Hemmung. — —

Eine liebliche, gütige Wärme durchdrang sie. Das war die echte Erdenwärme, die sie noch nie so frühlingsvoll empfunden. Die Sonne hatte gesiegt, der Frost mußte weichen, der Schnee schmolz. Frost, wo ist dein Stachel, Winter, wo ist dein Sieg? — — —

Leise, leise losch das Leben der blonden Hilda, während sie einen wundervollen Traum von Erdenwärme, Frühling und neuem Leben träumte. Die große Hemmung, die alle Völker Europas umspannte, sie kam über ihren jungen, müden Leib. Wie eine Pflanze starb sie im Winterfroste, weil ihr guter Gärtner ihr fehlte. (Ende.)

Frieden.

Von Wilhelm von Scholz.

Vorüber schritt der Krieg im Stahlgewand;
Von fern schlägt noch sein Fackelrauch ins Land.
Und jeder Wind, der weht, trägt weit von Trümmerhügeln
Wolken von Aschenstaub auf müden Flügeln
Und schüttelt sie auf Blum und Blatt,
Auf weiße Wege, auf den Platz der Stadt,
Reibt sie dem reinen Morgenrot entgegen —
Wo er im Regenland gerastet hat,
Stehn schwarze Lachen auf zerfahrnen Wegen.

Von all der Menschenöde hergelockt,
An stillen Straßen, auf zerbrochnen Rädern
Der Krähen faules Diebsvolk hockt
Und kraut sich seine struppigen Federn.
Vorüber karrt ein Ackergaul,
Es raschelt schmutziges Stroh im Leiterwagen.
Sie fliegen auf mit schlappem Flügelschlagen
Und plumpen in die Furchen faul.

Wie lange schon verstummt ist nun der Kampf?
Es ist sehr still. Kein Schrein, kein Roßgestampf,
Das nur das überreizte Ohr noch hört.
Die Hitze zieht ins Land wie weißer Dampf.

Kein Sensenklang den stillen Herbsttag stört.
Im Walde knistert's, in den buschigen Hecken,
Wenn sich zerknickte Aestchen aufwärts recken.
Am hohen Himmel scheuer Storchenflug.
Und auf den tiefdurchfurchten Ackerstrecken,
Drinn Pfähle noch und Lagerpflöcke stecken,
Blitzt hie und da ein Pflug.